

„Pflegedinge“ transdisziplinär betrachtet.

Über den Versuch einer objektzentrierten, empirisch fundierten Methodengengese¹

Anamaria Depner

Ein Ziel kulturwissenschaftlicher Forschung ist es, so nahe wie möglich an der Realität und Praxis des Alltäglichen zu bleiben und gleichzeitig die Wechselbeziehungen zwischen Diskursen und Praktiken, die jene Realitäten konstituieren, mit zu erfassen. Die Herausforderung, diesem Anspruch methodisch konsistent Folge zu leisten, gründet darin, gleichzeitig auch materielle Objekte hierbei einzubeziehen. Schließlich sind diese in Diskursen und Praktiken, im menschlichen Alltag überhaupt, allgegenwärtig. Die Ausgangsfrage dieses Beitrags lautet somit: Wie kann – von einem forschungspraktischen Standpunkt eines interdisziplinären Forschungssettings aus gefragt – ein methodischer Zugang beschaffen sein, der dem Zusammenspiel von Dingen, Diskursen und Praktiken Rechnung trägt?

Situationsbeschreibung und Bestandsaufnahme

Dinge, als ontisches Faktum verstanden, sprengen durch die Wirkung ihrer Existenz disziplinäre Grenzen. Die intensive und interdisziplinäre Auseinandersetzung mit Objekten hat in den letzten Jahrzehnten daher

1 Dieser Artikel entstand im Rahmen des Forschungsprojekts »Die Pflege der Dinge – Die Bedeutung von Objekten in Geschichte und gegenwärtiger Praxis der Pflege« – kurz »Pflegedinge« (www.pflegederdinge.de). Das diesem Artikel zugrundeliegende Vorhaben wurde von Februar 2014 bis Ende Januar 2017 mit Mitteln des deutschen Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UO1317A gefördert. Die Ergebnisse wurden publiziert in dem Sammelband: Lucia Artner, Isabel Atzl, Anamaria Depner, André Heitmann-Möller, Carolin Kollewe (Hg.): *Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care*. Bielefeld 2017. Die Verantwortung für den Inhalt der vorliegenden Veröffentlichung liegt bei der Autorin.

zu einer Annäherung und einem starken Austausch zwischen unterschiedlichen Disziplinen geführt: WissenschaftlerInnen aus den Bereichen Kulturanthropologie und Ethnologie, Soziologie, Archäologie und anderen historischen Wissenschaften, Materialwissenschaften, Philosophie, Psychologie und vielen mehr haben ebenso wie Fachleute aus den Bereichen Museum oder Pädagogik die Rolle der Dinge in der menschlichen Lebens- und Erfahrungswelt neu durchdacht. Entsprechend stehen unterschiedliche Ansätze und Zugänge für die Analyse von Mitwirkung,² Bedeutung,³ Agency,⁴ Eigensinn⁵ etc. von Objekten zur Verfügung. Damit verbunden ist auch ein breites Repertoire unterschiedlicher Methoden zur Sammlung und Auswertung von Daten, aus dem ObjektforscherInnen, dem pluralistischen Anspruch der Material Culture Studies entsprechend, jene wählen können, die in ihren Augen dem Forschungsgegenstand angemessen sind. Die sich an Fachgrenzen orientierenden eher traditionellen Methoden sind in den wenigsten Fällen dezidiert darauf abgestimmt, Objekte, schon gar nicht Objekte in ihrer Materialität, als datengenerierende Faktoren zu betrachten. Die unterschiedlichen in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen etablierten Zugänge wie zum Beispiel teilnehmende Beobachtung, diverse Interview- und Textanalyseformen, Verfahren der datenbasierten Theoriebildung stellen zwar mannigfaltige probate Mittel der Materialsammlung und -interpretation bei der Erforschung materieller Kultur zur Verfügung. Doch mit diesen methodischen Ansätzen, die alle dem

- 2 Vgl. Martin Waldenfels: Die Mitwirkung der Dinge in der Erfahrung. In: Hans-Peter Hahn: Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen. Berlin 2015, S. 57–79.
- 3 Vgl. Hans-Albrecht Hartman, Hans Albrecht, Rolf Haubl (Hg.): Von Dingen und Menschen. Funktionen und Bedeutung materieller Kultur. Wiesbaden 2000; Bernd Oeljeschläger: Dingbiographien in Lieblingsgegenständen. Ein Versuch zur Benennung von Dingbedeutungen. In: Hermann Heidrich (Hg.): Sachkulturforschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19. September 1998 in Bad Windsheim (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Bd. 32). Bad Windsheim 2000, S. 86–93 und Daniel Miller: Der Trost der Dinge. Fünfzehn Porträts aus dem London von heute. Berlin 2010 (EA 2008).
- 4 Zum Beispiel Bruno Latour: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt a. M. 2008 (EA 1991).
- 5 Zum Beispiel Hans Peter Hahn: Materielle Kultur. Eine Einführung. Berlin 2005; Ders. (Hg.): Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen. Berlin 2015.

qualitativen Paradigma zugeordnet werden können – unter anderem Dichte Beschreibung nach Clifford Geertz 1983, ethnomethodologische Konversationsanalyse nach Harvey Sacks, Emanuel Schegloff und Gail Jefferson, Dokumentarische Methode nach Karl Mannheim, Grounded Theory Method (GTM) nach Barney G. Glaser und Anselm Strauss bzw. Anselm Strauss und John Corbin – sind zum Teil sich widersprechenden Prämissen und Erkenntnisinteressen verbunden. So geht es bei einer dichten Beschreibung beispielsweise darum, sich verstehend jenen Strukturen zu nähern, die das Beobachtete bedingt haben, während die GTM auf eine erklärende und möglichst allgemeingültige Theoriebildung abzielt. Bei der Auswertung, die in der Regel über Codierungsverfahren erfolgt, bestehen darüber hinaus zwischen den Methoden empfindliche Unterschiede bezüglich der Generierung der Codes, die je nachdem aus dem Text oder aus der Fragestellung heraus entwickelt werden. Die analysierten Texte schließlich, ob Beobachtungsprotokolle, Interviews, Gebrauchsanleitungen, bilden, auch wenn sie in unserem Fall alle auf Objekte Bezug nehmen, sehr unterschiedliche Realitäten ab. Die Angelegenheit wird noch komplexer, wenn wir uns bei objektzentrierter Forschung in der historischen Dimension bewegen.

Diese sehr reiche, aber auch diverse Landschaft an Zugängen soll nun aus der Perspektive eines objektzentrierten Forschungsprojektes beschrieben werden. Im Folgenden wird vom Versuch die Rede sein, ein analytisches Instrument zur Erfassung der Trias aus Dingen, Praktiken und Diskursen aus der interdisziplinären Forschungspraxis heraus zu entwickeln. Zunächst möchte ich einen kurzen Überblick über das Projekt „Pflegedinge“, also über den Rahmen der behandelten Thematik geben und die Fragestellung wie den theoretischen Horizont skizzieren. Forschungsstrategien und methodische Zugänge zur Materialsammlung sollen dabei am Beispiel des von mir bearbeiteten Teilprojektes „Diskrete Dinge: unscheinbare, selbstverständliche und übersehene Objekte in der stationären Pflege dementiell erkrankter Menschen“ aufgezeigt werden.⁶ Daran anschließend werde ich mich der interdisziplinären methodologischen Dimension dieses Projekts einer Objektforschung zuwenden und damit den Schwierigkeiten, Dinge, Diskurse und Praktiken in einem

6 Hierzu siehe auch Anamaria Depner: Diskrete Dinge: Unscheinbare, selbstverständliche und übersehene Objekte in der stationären Pflege dementiell erkrankter Menschen. In: Lucia Artner u. a.: *Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care*. Bielefeld 2017, S. 205–237.

Zugriff zu erfassen. Abschließend möchte ich anhand eines Beispiels aus meiner eigenen Forschung auf eine Frage zu sprechen kommen, die sich mir, infolge dieser Methoden-Debatte, hinsichtlich des Praktiken-Konzeptes stellt: Wo ist das Praktiken-Konzept mit dem Objektkonzept der Material Culture Studies kompatibel – und wo nicht?

Das Forschungsprojekt „Pflegedinge“

Pflege und Care, ob aus historischer Perspektive oder in heutigen Settings, von den Dingen her zu untersuchen, war Ziel des interdisziplinär angelegten Grundlagenforschungsprojektes „Die Pflege der Dinge – Die Bedeutung von Objekten in Geschichte und gegenwärtiger Praxis der Pflege“ (kurz: *Pflegedinge*), das vom Februar 2014 bis Januar 2017 an vier Standorten in Deutschland durchgeführt wurde. Beteiligt waren das Institut für Gerontologie der Universität Heidelberg, das Berliner Medizinhistorische Museum der Charité, das Institut für Sozial- und Organisationspädagogik der Universität Hildesheim und das Fachgebiet Pflegewissenschaft der Universität Osnabrück. Die disziplinäre Vielfalt im Projekt war nicht alleine auf die beteiligten Institutionen zurückzuführen, sondern auch auf die fachliche Ausrichtung der mitarbeitenden ForscherInnen, unter denen beispielsweise drei Ethnologinnen mit ganz unterschiedlichen Schwerpunkten zu finden waren oder KollegInnen, die eine Krankenpflegeausbildung absolviert hatten, bevor sie die akademische Laufbahn als Pflegewissenschaftler oder Historikerin und Ausstellungskuratorin einschlugen. Allen ging es darum, Dinge im Wechselspiel ihrer Nutzung in der pflegerischen Praxis und ihrer diskursiven Einbettung zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Pflegesettings zu erfassen und zu verstehen. Die Rolle der Dinge bei der Konstitution von Pflege sollte sowohl aus historischer als auch aus gegenwartsbezogener Perspektive analysiert werden. Der Einfluss unterschiedlicher diskursiver Wissensbestände bei der Gestaltung, Benutzung und Rollenzuweisung von Dingen in der Pflege sollte dabei miteinbezogen werden. Ziel war es, in Pflegekontexten Interaktionen und Beziehungen, in denen Menschen wie Dinge involviert sind, zu untersuchen.

Den theoretischen Rahmen bildeten dabei die bereits eingangs erwähnten Material Culture Studies, aber auch die damit verknüpften Science and Technology Studies und die Workplace Studies. In den Material Culture Studies werden Objekte als facettenreich und vieldeutig

konzipiert und die Materialität, die Stofflichkeit der Dinge wird stets im Blick behalten. Wird nach Bedeutung gefragt, so auch jenseits eines semiotischen Verständnisses, wie es beispielsweise für den Symbolischen Interaktionismus im Sinne eines Herbert Blumer in der Soziologie der Fall ist. Aber auch der Verlust und Wandel der Bedeutung(en) oder besser, der Rollen von Dingen ist Untersuchungsgegenstand der Material Culture Studies ebenso wie die menschliche Interaktion mit und die menschliche Beziehung zu den Dingen. Gerade in der deutschsprachigen Forschungsliteratur findet sich eine starke Hinwendung zu der Frage nach der Rolle der physischen Präsenz der Dinge für unsere Wahrnehmung und die Konstitution der uns umgebenden Dinge, aber auch für unsere Selbstwahrnehmung als leibkörperliche Wesen.⁷ Nicht zuletzt aufgrund ihrer stofflichen Beschaffenheit können Dinge Handlungen ermöglichen oder behindern und sind mit Menschen und anderen Dingen auf unterschiedlichen Ebenen verbunden. Autoren wie Andreas Kuntz,⁸ Martin Scharfe,⁹ Gudrun König¹⁰ oder Hans Peter Hahn¹¹ haben dies bereits mehrfach aufgezeigt. Der Historiker und Raumtheoretiker Karl Schölgl bringt es anschaulich auf den Punkt wenn er mit Blick auf 9/11 formuliert: „Wir sind durch alle kulturellen Vermittlungen hindurch daran erinnert worden, dass nicht alles Zeichen, Symbol, Simulacrum,

- 7 Hans Peter Hahn, Jens Soentgen: Acknowledging Substances. Looking at the Hidden Side of the Material World. In: *Philosophy and Technology* 24/1 (2010), S. 19–33; Waldenfels (wie Anm. 2) und Anamaria Depner: *Dinge in Bewegung. Zum Rollenwandel materieller Objekte. Eine ethnographische Studie über den Umzug ins Altenheim* (zugl. Diss. Univ. Frankfurt a. M. 2013). Bielefeld 2015.
- 8 Andreas Kuntz: *Erinnerungsgegenstände. Ein Diskussionsbeitrag zur volkswissenschaftlichen Erforschung rezenter Sachkultur*. In: *Ethnologia Europaea* 20 (1990), S. 61–80.
- 9 Martin Scharfe: *Kulturelle Materialität*. In: Karl C. Berger, Margot Schindler, Ingo Schneider (Hg.): *Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft*. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N.S. Bd. 23). Wien 2009, S. 15–33.
- 10 Gudrun König: *Zum Lebenslauf der Dinge. Autobiographisches Erinnern und materielle Kultur*. In: Hermann Heidrich (Hg.): *SachKulturForschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19. September 1998 in Bad Windsheim* (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Bd. 32). Bad Windsheim 2000, S. 72–85.
- 11 Hahn (wie Anm. 5).

Text ist, sondern Stoff, Materie, Baumaterial, von dem man erschlagen werden kann“.¹²

Bei den im Projekt untersuchten Objekten und Technologien handelte es sich beispielsweise um ein historisches Thermometer¹³, ein Pflegebett im hochspezialisierten Krankenhauskontext¹⁴, ein Toilettenstuhl, eingesetzt in Altenpflegeeinrichtungen¹⁵, zwei Sensoren-basierte Homecare-Systeme im Vergleich¹⁶ sowie um in der Pflege demenziell erkrankter Menschen eingesetzte Dinge wie die von mir untersuchten Gegenstände¹⁷. In der letztgenannten Studie ging es nicht darum, a priori als Pflegedinge definierte Objekte im Einsatz zu betrachten, sondern darum, vor dem Hintergrund ihrer Nutzung in genuin pflegerischen Situationen eben solche Pflegedinge zu entdecken und zu identifizieren. Dabei fielen Objekte auf, die sonst leicht übersehen oder gemeinhin als selbstverständlich und verfügbar angenommen werden. Dennoch – oder gerade deswegen – wirken sie an der Ausgestaltung von Pflege weitreichend mit. Ihre Alltäglichkeit und Unaufdringlichkeit, sowohl für den Betrachter als auch für die bei der Nutzung involvierten AkteurInnen, veranlasste mich, diese Objekte als *diskrete Dinge* zu bezeichnen. Solche Objekte mussten nicht notwendigerweise speziell für die Pflege intendiert sein, sondern es konnte sich dabei um ganz unterschiedliche Objektgruppen handeln: um Objekte, die in derselben Form auch jenseits der

12 Karl Schlögel: Kartenlesen, Augenarbeit. Über die Fälligkeit des spatial turn in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. In: Heinz Kittsteiner (Hg.): Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten. München 2004, S. 262.

13 Dazu Isabel Atzl: Das materiale Erbe der Pflege. Historische Pflegedinge in Sammlungen und Museen und ihr Potential für die (pflege-)historische Forschung. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 51–84.

14 Dazu André Heitmann-Möller, Hartmut Remmers: Pflegebett und Agency. Eine Untersuchung aus der Perspektive der Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 133–162.

15 Dazu Lucia Artner, Daniela Böhringer: Die Veralltäglicung grenzwertiger Arbeit durch Pflegedinge. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, 169–198.

16 Dazu Carolin Kollwe: (In-)Aktivitäten des täglichen Lebens. Die Kategorisierung und Gestaltung des Alltags älterer und alter Menschen durch Technologien des *Ambient Assistent Living*. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 91–126.

17 Depner (wie Anm. 6)

Einrichtung Teil des alltäglichen Lebens sind, im Kontext betrachtet aber für Organisation und Herstellung von Pflege und die Umsetzung von Pflegeleitbildern als zentral identifiziert wurden: beispielsweise Teelöffel, Tassen – und auch der Kaffee darin. Andere Objekte, die ich als diskrete Dinge bezeichne, waren zwar speziell für die Nutzung in Pflegeheimen hergestellt worden, waren aber aufgrund ihrer Beschaffenheit und ihres Einsatzes unaufdringlich oder wenig sichtbar, so zum Beispiel Sturzmatten, die so unauffällig wie effektiv sind. Bei der Einführung und auch im Gebrauch konnten aber nach meinen Beobachtungen auch solche Dinge zuweilen den Ablauf von Pflegeaktivitäten empfindlich beeinträchtigen, wovon am Ende des Artikels noch die Rede sein wird. Weiter beobachtete ich selbstgefertigte und angepasste Objekte, die auf spezielle und individuelle Anforderungen antworteten und deren Implementierung in die Pflegepraxis als kreativer Lösungsansatz gesehen werden kann, so wie beispielsweise ein umfunktioniertes Handtuch, das als Kleidungschutz dient. Hierfür wurde in das Stoffstück ein Loch geschnitten und versäumt, so dass es über den Kopf gezogen werden kann. Mit dieser letztgenannten Gruppe von Objekten, die auf spezielle Bedürfnisse der Gepflegten wie Pflegenden antworten, eng verbunden sind auch Objekte, die sich auf die Lebensgeschichte, Lebenswelt und die individuellen Vorlieben der Gepflegten bezogen. Diese bezeichne ich als *biographische Objekte* – bezugnehmend auf eine Veröffentlichung der Ethnologin Janet Hoskins¹⁸ und auf den in der Pflege zentralen Anspruch, den Austausch mit den Gepflegten durch Biographiearbeit¹⁹ zu rahmen bzw. biographiebezogen zu pflegen. Das konnten Gegenstände sein, die aus dem Besitz der gepflegten Person stammen; also ganz persönliche biographische Objekte, die mitunter auch eine individuelle symbolhafte Bedeutung für ihre Besitzer hatten. Das konnten aber auch allgemein biographische Objekte sein, die den Gepflegten aus ihrer (früheren) Lebenswelt und

18 Janet Hoskins: *Biographical Objects. How Things Tell the Stories of People's Lives*. London 1998.

19 Biographiearbeit ist ein wichtiges Instrument moderner Pflegemodelle, die einen hohen Wert auf die Individualität und Selbstbestimmungsmöglichkeiten der zu pflegenden Menschen legen. Im Gespräch mit Angehörigen, BetreuerInnen und der jeweiligen Person selbst werden umfassende Angaben über den je spezifischen Lebensweg, die prägenden Erfahrungen, Präferenzen und Besonderheiten zusammengetragen. Leitend ist der Gedanke, dass über diese Informationen ein tieferes Verständnis für den jeweiligen Menschen erreicht werden kann, was es wiederum ermöglicht, diesen seinen Bedürfnissen entsprechend und damit besser zu pflegen.

Alltagsumgebung bekannt waren.²⁰ Solche Objekte kamen also aus oder in Anlehnung an einen zuvor geführten Alltag in die Einrichtungen und wurden sowohl von Pflegenden als auch von Gepflegten mitgebracht. Ein Beispiel hierfür wäre der beobachtete Einsatz von Frottee-Waschhandschuhen bei der Körperwäsche, die im Gegensatz zu Einwegprodukten ein vertrautes Gefühl vermitteln konnten und für einige ältere Menschen auch Teil der gewohnten Waschpraktiken waren. Einige dieser Dinge wurden zuweilen nicht mehr in den Kontexten, in denen sie „normalerweise“ vorzufinden sind, eingesetzt – zumindest nicht mit dem üblichen Zweck bzw. Ergebnis, waren aber für die Herstellung von individueller Normalität für die Gepflegten maßgeblich, so zum Beispiel ein Strohbesen, mit dem eine an Demenz erkrankte Frau einer Praktik, die Teil ihres früheren Alltags war, nachgehen konnte, ohne dass diese effektiv ausgeführt oder notwendig gewesen wäre. Für die Person selbst war das Fegen mit dem Besen aber eine Möglichkeit, sich zu betätigen und sich sinnvoll einzubringen. Für ihre Pflege in der Einrichtung hatte das unter anderem die Auswirkung, dass sie seltener als unruhig wahrgenommen wurde und damit auch seltener Sedativa bekam.

Auf der Suche nach einem gemeinsamen objektzentrierten Zugang

Pflegedinge – Operationen des Definierens

Nach dem Verständnis der Projektgruppe ist die Kategorie *Pflegedinge* prinzipiell offen und nicht normativ, sondern kontextuell zu bestimmen. Pflegedinge sind Dinge aus pflegerischen Aktionsfeldern in einem bestimmten Zeithorizont. Der historische Rahmen und das Setting sind ebenso maßgebend dafür, ob sich ein Gegenstand als Pflegeding bezeichnen lässt, wie die Handlungen, in denen er involviert ist oder die Personen, die dabei eingebunden sind und werden. Ebenfalls können die Absichten der Nutzung, die zugrundeliegenden Wissensbestände und nicht zuletzt kontextuelle Bilder und Konstruktionen von beispielsweise Arbeit, Krankheit oder Geschlechterrollen hierfür relevant sein. Ein Beispiel mag dies veranschaulichen: Tätigkeiten, die heute dezidiert in den Aufgabenbereich von professionell Pflegenden gehören, wie das Fiebermessen mit einem Thermometer, waren vor gut hundert Jahren noch in

20 Depner (wie Anm. 6).

ärztlicher Hand, das Thermometer in dieser Zeit also auch kein *Pflegeding*, die Beobachtung des Gepflegten und seines Zustandes aber gehörte auch da zur pflegerischen Tätigkeit und stellte damit Pflege dar.²¹ Entsprechend gehen wir von einem weiten und flexiblen Pflegebegriff aus, der weit mehr umfasst als professionalisierte Tätigkeiten bzw. die Tätigkeit professionell Pflegenden: „Pflegedinge sind materiale Gegenstände, die sowohl historisch als auch gegenwärtig in sozialen Konstellationen und Konstruktionen von Pflege und care vorkommen.“²²

Aus methodologischer Sicht waren wir uns von Anfang an einig, dass durch einen explorativen und induktiven Zugang der Blick auf die Rolle von Dingen bei der Herstellung von Pflege sowie auf die Bedeutung(en) dieser Gegenstände für Pflegenden, Gepflegte und ihr soziales Umfeld erweitert werden sollte. Um das zu erreichen, verständigten sich Lucia Artner, Isabel Atzl, André Heitmann-Möller, Karolin Kollewe und ich uns auf ein exploratives Jahr zur Orientierung und offenen Materialsammlung. Dabei zeigte sich, dass es nicht zielführend ist, die Methoden zur Datenerhebung zu vereinheitlichen, sondern dass erst ein pluralistisches Vorgehen ein umfassenderes Bild des Untersuchungsfeldes ermöglicht.

Wie die anderen ForscherInnen im Projekt hatte ich zunächst ein Forschungssetting für meine Studie ausgewählt, das als relevant und vielversprechend im Sinne der Fragestellung angesehen werden konnte und zu meinen Vorarbeiten passte: die stationäre demenzspezialisierte Pflege. Als zweiten Schritt entwickelte ich für die Orientierungserhebung ein Forschungsdesign, das mir mit Hilfe von Methodentriangulation erlaubte, dieses Feld in seiner Vielfalt kennen- und einschätzen zu lernen. Ich orientierte mich dabei an den klassischen empirischen Methoden kulturanthropologischer Fragestellungen: teilnehmende Beobachtung und qualitative Interviewmethoden wie freie und leitfadengestützte Expertengespräche. Hinzu kam eine Vielzahl in situ aufgenommener Fotoaufnahmen von Dingen, Dingensembles, Settings und Handlungen, mit Hilfe derer das Gesehene dokumentiert wurde. Diese Fotonotizen dienten mir einerseits als visuelle Gedächtnisstütze für die Erstellung der dichten Beschreibung, andererseits als Grundlage für genaue Bildanalysen zum tieferen Verständnis der Situation und dem genaueren Erfassen

21 Atzl (wie Anm. 13), S. 70 ff.

22 Carolin Kollewe u. a.: *Pflegedinge – Materialitäten in Pflege und Care. Theoretischer Rahmen und interdisziplinärer Ansatz*. In: Lucia Artner: *Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care*. Bielefeld 2017, S. 15–44.

der Objekte und ihrer Kontexte. Entsprechend der GTM wechselten sich im Forschungsprozess Phasen der Erhebungen, der Theoriebildung und der Auseinandersetzung mit einschlägigen wissenschaftlichen Publikationen ab. Das im Feld gesammelte und generierte Datenmaterial setzt sich zusammen aus Texten über Dinge aus der Perspektive der Forscherin, Texten über Dinge aus der Perspektive der Befragten und aus fotografischen Abbildungen von Dingen, erfasst wiederum von der Forscherin.

Auch in den Teilstudien der anderen KollegInnen wurden zunächst unterschiedliche methodische Ansätze gewählt und ein an die GTM angelehntes Vorgehen verfolgt. In einem offenen Dialog innerhalb gemeinsamer Treffen präsentierten und diskutierten wir unser erhobenes Material, gelesene Texte und anderweitig erworbenes Wissen und auch die ersten noch sehr tastend formulierten Theorien. Dieser Austausch hatte zum einen zur Folge, dass wir die Arbeit im Projekt nicht nur als inter- sondern zunehmend als transdisziplinär zu begreifen begannen, dass sowohl vermehrt Wissen aus der Praxis unseren wissenschaftlichen Diskurs speiste als auch, dass dieser Diskurs zunehmend geprägt war von dem Wunsch, möglichst alle disziplinspezifischen Perspektiven zu integrieren und einen gemeinsamen und für alle geltenden interpretativen Zugang zu den unterschiedlichen Arten an Datenmaterial zu finden. Dies sahen wir als Desiderat vornehmlich, weil wir alle den gleichen Untersuchungsgegenstand – die Dinge – teilten und, wie uns deutlich wurde, objektzentrierte Forschung immer auch als Forschung jenseits disziplinärer Grenzen zu sehen ist. Dinge in ihren Rollen, Funktionen und Bedeutungen zu untersuchen und dabei ihrer Materialität Rechnung zu tragen, führen unterschiedliche Disziplinen zusammen, vereint sie und überwindet damit ihre diskursiven Grenzziehungen, weil Materialität als Teil der Welt unabhängig davon existiert, wie (oder ob) theoretische Diskurse sie erfassen und einordnen. Forschungsfragen, die materielle Objekte in den Mittelpunkt rücken, haben aufgrund ihres Untersuchungsgegenstandes so gesehen immer auch einen postdisziplinären Charakter.

Die Methodendebatte sensibilisierte damit auch für den Zusammenhang von Dingen, Diskursen und Praktiken. Aus sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive ist davon auszugehen, dass auch in der Pflege Objekte in ihrer Nutzung in engem Zusammenhang mit allgemeinen gesellschaftlichen Vorstellungen von Körperlichkeit, Alter, Krankheit/Gesundheit, Gender und anderen Faktoren stehen. Parallel zur Recherche historischer Objekte in Sammlungen und ersten

Orientierungserhebungen in Krankenhäusern, Privathaushalten und in meinem Fall in Altenpflegeeinrichtungen, setzten wir uns deshalb intensiv mit den Inhalten aktueller und älterer Pflegelehrbücher, mit Pflegeethorien und deren Genese sowie mit aktuellen pflegebezogenen Diskursen auseinander. Zu letztgenannten sind politische und politiknahe, öffentliche und gesamtgesellschaftliche Diskurse ebenso zu rechnen wie die aushandelnden und wissensbildenden Kommunikationsakte Gepflegter und Pflegenden – wobei hier natürlich zwischen diversen pflegenden Gruppen zu unterscheiden ist. So habe ich beispielsweise unter anderem einschlägige Internetforen verfolgt, in denen sich professionelle Pflegekräfte über ihre tägliche Arbeit austauschen. Ebenso habe ich neuere Ausgaben von Fachzeitschriften wie *Der Pfleger. Die Schwester*, einem offiziellen Organ des Deutschen Berufsverbandes für Pflegeberufe, das an PraktikerInnen adressiert ist, nach für meine spezielle Fragestellung relevanten Artikeln durchsucht. Ziel war dabei nicht die lückenlose Dokumentation unterschiedlicher diskursiver Stränge, sondern ein schärferes und umfassenderes Bild des Objektbezuges in der Pflege.

Doing Carework – Diskussion möglicher Ansätze

Um besser herausarbeiten zu können, wie sich diese Wissensbestände und Diskussionen auf die pflegerischen Praktiken auswirken, zogen wir Texte von Autoren wie Andreas Reckwitz, Matthias Wieser und Karl Hörning zu Rate.²³ Die viele Disziplinen umfassende praxeologische Debatte um durch Praktiken konstituierte und reproduzierte Logiken in unterschiedlichen sozialen Bereichen, priorisiert das implizite Wissen agierender Subjekte und denkt dezidiert Dinge und ihre Materialität mit. So schreibt Reckwitz, „dass Praktiken nichts anderes als Körperbewegungen darstellen und dass Praktiken in aller Regel einen Umgang von Menschen mit ‚Dingen‘, ‚Objekten‘ bedeuten, was beides jedoch weder im Sinne des Behaviorismus noch eines Technizismus zu verstehen ist.“²⁴ Dabei, so Reckwitz weiter, sei „Routinisiertheit und ‚Traditionalität“

23 Eine nach wie vor hilfreiche Zusammenstellung findet sich in dem Sammelband von Karl H. Hörning, Karl H., Julia Reuter (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld 2004.

24 Andreas Reckwitz: *Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32/4 (2003), S. 290.

sozialer Praktiken [...] nur die eine Seite der sozialen Welt; die Praxistheorie betont gleichzeitig, dass die Logik der Praxis nicht aus der Wiederholung von Routinen besteht, sondern dass sich hier auch immer wieder eine interpretative und methodische Unbestimmtheit, Ungewissheit und Agonalität ergibt, die kontextspezifische Umdeutungen von Praktiken erfordert und eine ‚Anwendung‘ erzwingt und ermöglicht, die in ihrer partiellen Innovativität mehr als reine Reproduktion darstellt.“²⁵ Laut Reckwitz ist der Status der Artefakte ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal der unterschiedlichen praxeologischen Strömungen.²⁶

Wieser, der sich differenziert mit den posthumanistischen Ansätzen von Bruno Latour und den eher „schwachen Artefakten“²⁷ in beispielsweise der Praxeologie nach Hörning auseinandergesetzt hat, schreibt: „Während bei Bruno Latour den Dingen selbst Handlungspotential zugeschrieben wird, haben sie in der kulturtheoretischen Perspektive von Karl H. Hörning ‚lediglich‘ Irritations- und Herausforderungspotential.“²⁸ Nach Wieser betrachtet Latour stets Hybride und ihre soziale Wirkungsweise. Menschen und Dinge sind in ihrer Wirkung dabei untrennbar verbunden und gleichberechtigt. Viele praxeologische Ansätze, so wie der von Hörning, folgen dem Konzept einer Symmetrie, wie sie die Actor Network Theory (ANT) postuliert, nicht vollumfänglich. Wieser spricht hier von „Theorien sozialer Praktiken“²⁹ im Unterschied zu Praxistheorien (zu denen er auch die ANT zählt). Solche Theorien sozialer Praktiken betrachten nicht die „Praxis der Dinge“³⁰ sondern vielmehr die „Dinge der Praxis“³¹ wenn sie sich den Objekten zuwenden, also eher den Umgang mit und den Gebrauch von Dingen. Sie erfassen Objekte weniger als Konstituenten des Sozialen, als vielmehr deren gesellschaftliche Einbettung.

In unserer Forschungsgruppe bestand zwar durchaus Konsens hinsichtlich der Relevanz und gegenseitigen Bedingtheit von Diskursen,

25 Ebd., S. 294.

26 Ebd., S. 298.

27 Ebd.

28 Matthias Wieser: Inmitten der Dinge. Zum Verhältnis von sozialen Praktiken und Artefakten. In: Karl M. Hörning, Julia Reuter (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld 2004, S. 92–197, hier S. 96 f.

29 Ebd. S. 103.

30 Ebd. S. 94.

31 Ebd. S. 96.

Dingen und Praktiken, allerdings konnte keine Einigung erzielt werden, wie weit wir welchen Ansätzen folgen wollen. Aus einer objektzentrierten Perspektive sind beide Zugänge hilfreich und zugleich kritisch zu bewerten: Ein Problem bei Latours Zugang zu den Dingen stellt die Tatsache dar, dass in den Ansätzen der ANT die Dinge abseits des Sozialen gar nicht zum Tragen kommen und in der Regel nur funktionierende Assoziationen, keine Devianzen betrachtet werden. Es wird die bereits etablierte gegenseitige Abhängigkeit und Untrennbarkeit von Objekten und Subjekten betrachtet, nicht deren Entstehung. In anderen praxeologischen Ansätzen wird der Prozess des Ausbildens von Praktiken in Abhängigkeit von den materialen Möglichkeiten der Dinge verstanden; sie setzen damit an einem früheren Punkt mit der Beschreibung an und lassen Raum für Irritationen und Neuerungen. Doch die Begegnung mit den Dingen interessiert in der Folge eher als Teil von übergreifenden, regelhaft ablaufenden Praktiken, deren Auswirkungen dann auf gesellschaftlicher Ebene eingeordnet und betrachtet werden. Für die situative, individuelle und womöglich auch herausfordernde Begegnung mit der physischen Präsenz der Dinge und ihre Folgen bleibt wenig Aufmerksamkeit. In letzter Konsequenz entmaterialisiert eine solche Perspektive die Wirkung der Dinge und fokussiert bei der Betrachtung ihrer Handhabung zu sehr auf das Ergebnis dieses Handelns in der Formierung sozialer Ordnungen durch die Dinge. Das kann bei Hörning besonders deutlich nachgezeichnet werden: Dinge wären somit Instrumente und nicht gleich zu gewichtende Faktoren im Zusammenspiel von Diskursen und Praktiken.

Besonders problematisch ist aber, dass beide Ansätze eine klare methodische Anleitung vermissen lassen, zwar durchaus als disziplinumfassende Forschungsmethode fungieren können, aber nicht entsprechende disziplinunabhängige Datensammlungs- und Auswertungstools zur Verfügung stellen. Die eingangs erwähnten gängigen Ansätze zur Datenauswertung wie etwa ethnomethodologische Konversationsanalyse und Dokumentarische Methode legen einen starken Fokus auf die Interpretation von Bedeutungszuweisungen in einem semiotischen Sinn und sehen kulturelle Objektivationen wie Handlungen, Aussagen und Dinge als Symbole und Kommunikationsmöglichkeiten an. Zweifels- ohne ist das eine Fragestellung, die zu Recht an die Dinge herangetragen werden kann. Dinge sind aber noch viel mehr als potentielle Bedeutungsträger und funktionieren grundsätzlich anders als Sprache. Des Weiteren muss man sich darüber bewusst werden, dass die Analyse von Texten

über Dinge – egal welchen Ursprungs – immer nur Aussagen bezüglich des Sprechens über Dinge generieren kann, nicht aber Aussagen über die Dinge selbst.

Tools der Auswertung – Erprobung und Weiterentwicklung

Wir konstatierten also den Bedarf an einem holistischen methodologisch konsistenten Untersuchungs- und Auswertungsverfahren hinsichtlich von Dingen in unterschiedlichen Settings. Die Dinge, so unser Anspruch, sollen dabei im Zentrum der Analyse stehen; sie müssen Ausgangs- und Zielpunkt sein und dürfen zu keinem Zeitpunkt der Auswertung aus den Augen verloren werden.

Versuche, ein solches Arbeitsmodell in neueren Veröffentlichungen zu finden, führten rasch zur Grounded Theory Method (GTM) nach Anselm Strauss³², mit der bereits von einigen ProjektmitarbeiterInnen in früheren Forschungsarbeiten Erfahrungen gesammelt worden waren. Die GTM ist wegen ihres iterativen Vorgehens bezüglich Datensammlung und -interpretation als Ansatz für objektbezogene Fragestellungen durchaus sinnvoll. Doch sind deren mehrstufige Kodierungsverfahren vor allem auf Interviewtranskripte oder auf aus dem Forschungssetting stammende Texte zugeschnitten und bei Texten wie Beobachtungsprotokollen oder dichten Beschreibungen, die von der ForscherIn selbst verfasst wurden, weitaus weniger geeignet, ein tieferes Verständnis der analysierten Phänomene und Kontexte zu ermöglichen. Im letztgenannten Fall besteht noch deutlicher als bei anderen Materialien die Gefahr, dass die Codes an manchen Stellen mehr Auskunft über den Blick des Beobachtenden als über das Forschungsfeld Auskunft geben. Zudem hatten wir auch Datenmaterial in Form von Bildern oder musealen Objekten, die mit der GTM nicht zur Gänze erfasst und ausgewertet werden können, auch wenn die in der GTM vorgesehenen Memos sich auch in unserem Forschungskontext als nützlich erwiesen.

32 Dazu Franz Breuer: Reflexive Grounded Theorie. Eine Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden 2009.

Adele Clarke³³ stellt mit ihrer Form einer Diskursanalyse, ANT und GTM verknüpfenden Situationsanalyse eine Kartierungs- und Auswertungsmethode zur Verfügung, die es erlaubt, auch sehr disparates Datenmaterial zusammenzuführen. Damit konnten die vielseitigen Zusammenhänge und Bezüge in unserem Material besser veranschaulicht werden; hier wurden in einer recht freien Darstellungsform menschliche, nichtmenschliche, diskursive sowie handlungsbezogene Elemente zusammengetragen und so die Beziehungen zwischen diesen für die Analyse sichtbar gemacht. Nach einer intensiven Auseinandersetzung mit diesem Arbeitsmodell und mehreren Tests befanden wir diese Methode als sehr hilfreich, um das Material zu sortieren, aber nicht ausreichend, um unserem objektzentrierten Anspruch zu genügen. Clarkes Situationsanalyse zielt auf die Ebene der Organisation ab, das heißt auf die Meso-Ebene. Der Fokus liegt auf dem Handeln in Situationen, auf Praktiken, auf Organisationen sowie auf Gegenständen. Man kann damit die Daten ordnen und Zusammenhänge gut herausarbeiten, doch die Objekte selbst geraten viel zu schnell in den Hintergrund. Sie finden sich zwar in den Kartierungen wieder, doch ihre physische Präsenz, ihre Mitwirkung an dem durch sie vorgegebenen Handlungsrahmen, die Logik ihrer Nutzung und Relevanz wird nicht detailliert genug erfasst.

Wir hatten die Vorstellung, im Team ein Auswertungsinstrument zu generieren, das – basierend auf dem zusammengetragenen Material der explorativen Phase – einen objektzentrierten Zugang zu den weiteren erhobenen Daten ermöglicht. Idealerweise sollte dieser Zugang für alle ProjektmitarbeiterInnen anwendbar sein. Das Verfahren sollte zur Verknüpfung einzelner Diskurse miteinander, mit Dingen und mit Praktiken dienen und Interdependenzen an Schnittstellen sichtbar machen. So entwickelten wir eine Liste von Themenfeldern, die sich für alle Forschenden als relevant erwiesen hatten. Aufgrund der Auseinandersetzung mit den vorgefundenen Objekten der Pflege, den Beobachtungen, Interviews und Lektüren sowie des systematischen Austauschs untereinander arbeiteten wir jene Themen und Begriffe heraus, auf die wir bei der Betrachtung unseres Materials immer wieder gestoßen waren: *Nähe*, *Sicherheit*, *Selbstständigkeit*, *Wissen* oder *Standardisierung*. Dies waren

33 Adele E. Clarke: Situational Analyses: Grounded Theory Mapping after the Postmodern Turn. In: *Symbolic Interaction* 26/4 (2003), S. 553–576 und dies.: *Situational Analysis: Grounded Theory after the postmodern Turn*. Thousand Oaks, California u. a. 2005.

Themen, die in den einzelnen Aushandlungsforen der verschiedenen pflegebezogenen Diskurse immer wieder aufgetaucht waren. In all jenen Tätigkeiten und Praktiken, die wir unserem Material zufolge als pflegerische Aktionsfelder in einem spezifischen Zeithorizont identifiziert hatten, waren diese Themenfelder ebenfalls zu finden. Die Objekte, die wir in der Feldforschung und den musealen Sammlungen als relevant identifiziert hatten, ordneten wir diesen Praktiken zu, die Liste blieb offen. Mit den gemeinsam extrapolierten Aspekten konnten wir also die Ebene der Diskurse und jene der Praktiken abdecken.

Nachdem wir festgestellt hatten, dass mit unterschiedlichen disziplinären Zugängen, mit unterschiedlichen Erhebungsmethoden, in unterschiedlichen Pflegesettings über einen Untersuchungszeitraum von etlichen Jahrzehnten durchaus belastbare inhaltliche Grundlinien aus dem Material zu extrahieren waren, schlossen wir eine neuerliche Phase der Feldforschung an. Ziel war es schließlich, aus der Bewegung zwischen Praktiken und Diskursen rund um die Dinge einen analytischen Zugang zum gesamten bisher vorhandenen Material wie auch zu neuen empirischen Daten zu entwickeln. Doch bei der Erprobung unseres kategorialen Rasters, also bei der Auswertung des neuen Materials, stellte sich das Konzept zum einen als begrifflich zu wenig ausdifferenziert, zum anderen als zu starr und sperrig heraus. Die Praktiken erschienen damit als diskursiv vorgegeben, die Dinge waren versteckt und zu bloßen Instrumenten der Praktiken und Diskurse degradiert.

Auch beschäftigte uns zunehmend die Frage der Erfassbarkeit von vergangenen, historischen, aber auch zeitgenössischen Praktiken: Welche Aussagen kann man über Praktiken treffen, die man nicht beobachten kann? Können historisch Forschende aber auch jene, die als Zugriff auf aktuelle Phänomene Interviews und nicht Beobachtungen wählen, überhaupt den Anspruch erheben, Praktiken zu analysieren? Und: Wie können wir uns bei einer teilnehmenden Beobachtung sicher sein, dass wir wissen, welche Praktik wir beobachten? Am Beispiel wird die Brisanz dieser Frage deutlich: Während ein an Demenz erkrankter Bewohner im Bett gewaschen und rasiert wurde, lag stets die Hand der Pflegekraft auf dessen Hüfte auf, wenn sie nach den Utensilien auf dem Nachtkästchen griff. Ich hatte angenommen, die Praktik des Sicherns beobachtet zu haben, bis mir die Pflegerin, nachdem wir ein tiefergehendes Vertrauensverhältnis entwickelt hatten, offenbarte, dass ich eigentlich eine Praktik des Vorführens regelkonformer Pflege (in diesem Fall das „Waschen-wenn-andere-Personen-dabei-sind“) beobachtet hatte. Sie

erläuterte, dass es ihr bei der Berührung der Gepflegten nicht so sehr um das taktile Sichern ging als vielmehr um das vorgabenkonforme Ausführen der pflegerischen Tätigkeit, dass zu zeigen sie gewohnt war, wenn eine beobachtende Person mit im Raum war.

In einem stufenweisen, längeren Prozess entwarfen wir immer neue Maps, um Interdependenzen systematisch zu beschreiben. Die Schemata wurden im Laufe der Auseinandersetzung wesentlich differenzierter. Es kristallisierte sich als zentrales Anliegen heraus, von den Dingen bzw. der Beziehung zwischen Menschen und Dingen in konkreten Situationen auszugehen und dem Zirkulären der gegenseitigen Beeinflussung von Dingen, Diskursen und Praktiken Rechnung zu tragen: Als zentral ist das relationale Verhältnis von Menschen und Dingen anzusehen. Diskurse, verstanden als Bündelung interdependierender, meinungsetablierender Aussagen, stellen Aushandlungsforen dar, in denen normative Aussagen getroffen und, Foucault folgend, Wirklichkeiten mitentworfen werden. Jede dieser Wirklichkeiten lässt gewisse Praktiken beim Austausch zwischen Menschen und Dingen entstehen – gleichzeitig bestimmen aber Handlungen und Verhaltensweisen, ob routinisiert oder nicht, Diskurse. Die Ausgestaltung von Dingen ist ebenfalls von Diskursen bestimmt – aber auch von der Nutzungsintention und der vollführten Handlung an den Objekten, und den materiell bedingten Möglichkeiten, die wiederum den Umgang mit den Dingen rahmen.

Mit all diesen Überlegungen entfernten wir uns zunehmend von der Erstellung eines Auswertungsinstruments zur konkreten Arbeit am Ausgangsmaterial. Es ist vielmehr ein Meta-Konzept entstanden, das bereits wissenschaftlich aufbereitete Daten über das Gefüge von Dingen, Diskursen und Praktiken systematisch miteinander verbinden und Interdependenzen aufzeigen kann.

„Interdisziplinarität“, so lässt sich mit Harald Welzer schlussfolgern, „funktioniert nur pragmatisch, in der exakten Definition eines gemeinsam erschließbaren Gegenstandsbereichs und in der Abstimmung erprobter Instrumente und Methoden.“³⁴ Eine Übereinstimmung lässt sich in den seltensten Fällen erreichen. Der Versuch, eine transdisziplinäre, objektzentrierte Auswertungsmethode zu generieren, führte nicht zu einem von allen anwendbaren Werkzeug. Doch die Themenliste, die wir projektbezogen bereits nach einem Jahr zu erstellen begannen und im folgenden *Analysefoki* nannten, blieb erhalten, wurde erweitert und

34 Harald Welzer: Nur nicht über Sinn reden! In: Die Zeit vom 27.04.2006, S. 18.

als sensibilisierendes und erkenntnisförderndes Konzept bei der Interpretation des Materials und der Verknüpfung der Datenbestände untereinander eingesetzt.³⁵

Anhand eines Objektbeispiels aus meiner Forschung möchte ich aufzeigen, wie sich, den oben vorgestellten Zusammenhängen folgend, objektzentriert Erkenntnisse generieren lassen, die Diskurse und Praktiken mit einbeziehen. Dabei entstehen Fragen hinsichtlich der praxeologischen Prämissen, deren Klärung zu einem sowohl objekt- als auch personenbezogenen Zugang beitragen könnte.

Diskurse, Dinge und die große Blackbox des Gebrauchs.

Ein Objektbeispiel

Die Sturzmatte ist ein Objekt, das infolge der Debatte um freiheitsentziehende Maßnahmen verstärkt Einzug in Pflegeheime gefunden hat. Sie soll die Folgen eines Sturzes im Schlaf aus dem Bett eindämmen und die Verletzungsgefahr vermindern. Die Fixierung von Personen, beispielsweise durch Gurte, um einen solchen Sturz zu verhindern, wird aus rechtlicher Perspektive grundsätzlich als freiheitsentziehende Maßnahme bewertet und ist heutzutage nur in vereinzelt, begründeten Ausnahmefällen zulässig. In der Vergangenheit wurden als Reaktion hieraus in der Regel die Bettseitenstützen angebracht, beziehungsweise, je nach Bauart des Bettes, diese teilweise oder ganz hochgezogen. Bei Personen allerdings, die bedingt durch die Konstruktion des Bettes oder durch den eigenen physischen und/oder kognitiven Zustand, nicht in der Lage sind, das sogenannten Bettgitter selbständig zu entfernen, würde dieses Verfahren ebenfalls als freiheitsentziehende Maßnahme gewertet werden. Häufig wird in der Praxis viel darüber diskutiert, ob bei einer Person, die sich nicht mehr ohne fremde Hilfe fortbewegen kann, das Hochziehen der Bettseitenstützen auch unter diesen Tatbestand fallen würde. Das geläufigste Argument dagegen ist, dass die betreffende Person sich aufgrund ihrer Immobilität ohnehin nicht aus dem Bett begeben würde und

35 Nähere Ausführungen dazu, wie die Analysefoki identifiziert wurden und welche konkret als für das Projekt relevant ausgemacht wurden, wie sich ihr Einsatz in Verbindung mit dem empirischen Material ausgestaltet hat sowie Anwendungsbeispiele können in der Abschlusspublikation zum Projekt nachgelesen werden. Artner u.a. (wie Anm. 1)

ihr daher auch nicht die Freiheit, dies zu tun entzogen würde, indem das sturzverhindernde seitliche Brett angebracht wird. Dafür, auch in diesem Fall freiheitsentziehende Maßnahmen zu sehen, spricht einerseits, dass die seitlichen Stützen dennoch als unüberwindbare Begrenzung der Bewegungsfreiheit wahrgenommen werden können. Andererseits wird häufig als Immobilität das „Nicht-mehr-laufen-können“ definiert. Anderen Möglichkeiten der Fortbewegung, die ein selbstbestimmtes Verlassen des Bettes ermöglichen könnten, werden gar nicht erst bedacht und damit ausgeschlossen. Um nun dem pflegerischen Anspruch der Sturz- und Verletzungsvermeidung und der Schutzpflicht der HeimbewohnerInnen nachzukommen und gleichzeitig so viel Selbstbestimmung wie möglich zu gewährleisten, ist in Pflegeheimen durch das Aufstellen von Bewegungsmeldern oder das Auslegen von Sturzmatten vor den Betten inzwischen ein alternativer Weg eingeschlagen worden. Auch eine der Einrichtungen, in der ich teilnehmende Beobachtungen bei der Pflege von Menschen mit Demenz durchführte, hat während der Zeit meiner Aufenthalte Sturzmatten eingeführt.

In die hier besprochene Ausführung der Sturzmatte, die als die am weitesten verbreitete angesehen werden kann, sind keine Sensoren oder andere Bauteile eingearbeitet, die Stürze elektronisch weitermelden. Es handelt sich um ein ca. 180 cm × 100 cm großes, nur wenige Zentimeter dickes Objekt aus Schaumstoff. Die ganz in Blau gehaltene Matte ist so hart gepolstert, dass sie sich beim Begehen wie ein gewöhnlicher Bodenbelag anfühlt, zugleich aber weich genug ist, um einen Sturz aus circa einem Meter Höhe abzufedern. Das verwendete Oberflächenmaterial hat zudem eine höhere Rutschfestigkeit als der in der Regel in Pflegeheimen verlegte Linoleumfußboden, so dass beim Aufstehen aus dem Bett eine stärkere Reibung zwischen (Fuß)Sohle und betretenem Untergrund entsteht und ein Ausrutschen damit weniger wahrscheinlich wird. Die Ecken der Matte sind abgerundet und alle umlaufenden Kanten sind abgeschrägt, so dass ein stufenloser Übergang vom Boden auf die Matte und zurück ermöglicht wird. Damit soll das Befahren der Matte beispielsweise mit Rollstühlen, Rollatoren oder Liftern ermöglicht werden, ohne dass sich deren Räder an Kanten stoßen; Personen, die ihre Füße nur sehr wenig beim Gehen anheben können, sollen mühelos die Matte betreten können. Idealerweise ist kein Unterschied zwischen Boden und Matte zu spüren: Sie wirkt unauffällig, unaufdringlich und absolut passiv. Material und Form sind den Intentionen und Notwendigkeiten der Nutzung angepasst.

Abseits dieser beabsichtigten Nutzung wie Befahren, Begehen, Ausrutschen-Verhindern, Sturz-Auffangen – kann der Umgang mit der Matte genau aufgrund dieser Materialität und Ausführung zu weitreichenden Herausforderungen und Störungen führen, wie in meinen Beobachtungen ersichtlich wurde: Im Zuge der Reinigung des Fußbodens muss auch der Bereich unter der Matte gesäubert werden. Diese Arbeiten werden von hauswirtschaftlichem Personal durchgeführt. Die Matte muss dazu zur Seite genommen werden, danach gibt es drei mögliche Szenarien für die Wiederbereitstellung. Entweder die Matte liegt auf dieselbe Art und Weise wie zuvor an derselben Stelle zur Nutzung bereit. Somit hat der Umgang mit der Matte seitens der Hauswirtschaft keine Auswirkung auf die Pflege. Die zweite Möglichkeit ist, dass die Matte nicht wieder an ihren Platz zurückgelegt wird. In diesem Fall war sie bei meinen Beobachtungen in der Regel in einer Ecke des Raumes so auf ihrer langen Kante aufgestellt, dass die Matte ein liegendes U bildete. Aufgrund der Materialfestigkeit ist es möglich, die Matte so abzustellen und durch die geringe Auflagefläche kann der Boden in dem Bereich des Raumes leicht trocknen. Die Handhabung durch die Hauswirtschaftskraft endet bei dieser Variante damit und die Matte verbleibt so aufgestellt in der Ecke. Damit die intendierte Funktionsweise des Objekts wiedergegeben ist, muss das Fehlen der Matte vor dem Bett bemerkt und die Matte wieder dort positioniert werden. Lagert die Matte aber zu lange in der U-förmigen Aufstellung, bekommt sie – wieder aufgrund ihrer Materialeigenschaften – eine leichte Wölbung entlang ihrer kurzen Achse, so dass sie nicht mehr vollkommen flach auf dem Boden liegt. Ihre Funktion, das Befahren und Begehen zu erleichtern wird damit unterbunden. Im dritten Fall, der zuweilen anzutreffen war, hatte die Person, die die Matte vor dem Bett entfernt hatte, um darunter zu putzen, das Objekt zwar wieder zurückgelegt, allerdings mit der Oberseite nach unten. Aufgrund der oben beschriebenen Ausgestaltung der abgeflachten Oberkanten der Matte entsteht damit eine kleine Auskrugung um die Matte herum, die wiederum beim Befahren oder Betreten unweigerlich dazu führt, dass Räder oder nur leicht angehobene Füße daran hängen bleiben. Ein Teil ihrer Funktionen und Nutzungsweise wird damit nicht nur verhindert, sondern die Sturzmatte wird selbst zu einem sturzbefördernden Objekt.

Am skizzierten Beispiel der Sturzmatte kann das Zusammenspiel von Objekten, den diskursiven Rahmungen ihrer Etablierung sowie Verwendungsformen und Wirkungsweisen aufgezeigt werden. Zugleich

wird die eigensinnige Rolle der Dinge sichtbar. Wichtig hierfür ist, genau auf ihre Materialbeschaffenheit und auf die sich daraus ergebenden, das Umfeld dieser Objekte gestaltenden Folgen einzugehen. Eine präzise Beschreibung der Dinge, ihrer Ausführung und der Kontexte, in denen sie zu finden sind, ist dabei zentral. Die Betrachtung anderer Dinge oder Menschen, die physisch mit dem Ausgangsobjekt in Berührung kommen oder in einer anderen Form durch die faktische Existenz der Objekte beeinflusst werden, ermöglicht es, ein heuristisches System aufzubauen, das dem Perspektivenreichtum und der Polyvalenz der materiellen Dinge Rechnung trägt. Ihr Mit- und Zusammenwirken in Handlungsmomenten aber auch ihre Latenzen und ihr Eigensinn müssen dabei in Beziehung gesetzt werden zu den vielschichtigen AkteurInnen und Akteursgruppen, den Interessen und Verhandlungszusammenhängen, die den Diskurs um sie befruchten. Die Dinge sind dabei ganz im Sinne der Material Culture Studies nicht (nur) als Helfer, Vermittler oder symbolartige Sedimente kultureller Praktiken und gesellschaftlicher Diskurse zu verstehen. In ihrer physischen Präsenz werden sie zu Ausgangs-, Ziel- und Ankerpunkten des untersuchten Settings und damit auch der Untersuchungsmethode. So können Aussagen darüber getroffen werden, wie Menschen und Objekte (in unserem Fall im Pflegesetting) interagieren und dabei Handlungsfähigkeit konstituieren, wie sich theoretische und konzeptuelle Entwicklungen (in der Pflege) über Objekte erfassen lassen und wie innovative Objekte wiederum zu Veränderungen in der (Pflege-) Praxis und gegebenenfalls auch bezüglich theoretischer Konzepte führen können, wie es das Projekt „Pfleagedinge“ intendiert.

Die Praktiken in der Forschung – Fragen zum Schluss

Was disziplinübergreifendes Arbeiten so aufwändig macht, ist nicht die vermeintliche Unbequemlichkeit der wissenschaftlichen Perspektivdebatte und es ist auch kein Durchsetzungsdiskurs, den es zu führen gilt. Vielmehr ist es die eigene, geöffnete und erweiterte Perspektive, die nun irritiert und die Notwendigkeit mit sich bringt, sich neu entdeckten Fragen zu stellen. Daher möchte ich abschließend – anstelle eines Fazits und als Grundlage für eine weiterführende Diskussion – einen Punkt bezüglich des objektorientierten Erfassens von Praktiken herausgreifen, der aus meiner Perspektive im besonderen der Klärung bedarf. Die vielbesprochene Verknüpfung von Dingen und Praktiken nämlich

scheint Segen und Fluch zugleich, zumindest wenn man sie von den Dingen her denkt. Keine Frage: der routinemäßige, auf einem impliziten Wissen basierende, habitualisierte Umgang mit den Dingen – das Selbstverständliche unserer Objektinteraktion, das wir mit dem Konzept der Praktiken fassen – nimmt die Dinge als materiale Entitäten wahr. Sie werden hierbei aber als eindeutig und gewissermaßen unveränderlich gesetzt. Was sich anpasst, wenn Menschen zuweilen doch mit dem Eigensinn der Dinge oder ihrer Widerspenstigkeit konfrontiert werden, sind die Praktiken. Doch auch Dinge werden oft genug Bedürfnissen angepasst. Hierfür ist ein zumeist planvoller, intentionaler und bewusster Umgang mit ihnen vonnöten.

In der aufgrund von Zeitdruck und Repetition stark von Routinen dominierten Pflegepraxis hatte ich während der teilnehmenden Beobachtungen verstärkt den Eindruck, jedes Mal sich unterscheidende Handlungen zu beobachten, die mit der Umgebung und deren physisch-materieller Beschaffenheit in einem wechselvollen Zusammenhang stehen. Ein implizites Wissen war durchaus vorausgesetzt, doch die konkrete Ausgestaltung der oft regelgeleiteten Tätigkeiten wurde immer wieder situativ neu verhandelt. Beim Unterfangen, dieses Phänomen analytisch zu fassen, stieß ich immer wieder auf Parallelen zu der bereits skizzierten projektinternen Debatte darum, unter welchen Forschungsumständen das Erfassen von Praktiken ermöglicht werden kann – nur dass wir diese Frage hinsichtlich der historischen Dimension diskutiert hatten und uns zunächst teilnehmende Beobachtung gepaart mit freien Formen der Interviewführung der Königsweg, fast schon der einzig legitime Zugang zur Erfassung von Praktiken zu sein schien. Nach den Erfahrungen im Projekt können berechtigte Zweifel daran formuliert werden, dass aus einer objektzentrierten Perspektive heraus betrachtet Praktiken entdeckt und in situ erfasst werden können und ich bin viel eher geneigt zu sagen, dass sie nur ex post aus dem Material (re-)konstruiert werden können. Denn betrachtet man die Dinge zum Zeitpunkt ihres Gebrauchs, ist es stets ein situativer und kontextualisierender, ein qualitativer, Blick. Dieser richtet sich, selbst bei längerfristig angelegten teilnehmenden Beobachtungen, auf die Eigenheit eben jener gerade ausgeführten Nutzungsweise. Im Rückblick besehen scheint mir daher die historische Dimension einen viel geeigneteren Zugang zu Praktiken zu liefern. Repetition und wiederkehrende Handhabungsweisen hinterlassen Spuren an den Dingen, ihre Materialität wird dadurch geprägt und verändert. Diese zu erkennen und zu interpretieren gleicht einer

quantitativen Erfassung ihrer häufigsten Nutzungsweisen; Praktiken werden so sichtbar.

Nach Reckwitz sind in Praktiken die materiellen Aspekte von Leib-Körpern und Dingen verbunden, Praxeologie dient also zur Überwindung eines Dualismus, der sich zwischen explizitem und bewusstem handlungs(an)leitenden Wissen und konkretem Objektgebrauch als Handlung aufspannt. Prägnant formuliert er: „Die Materialität der Körper ist die eine, notwendige Seite der sozialen Praktiken – die andere Seite, die die Praxistheorie hervorhebt, ist in der Materialität der Dinge zu suchen.“³⁶ Wie wir aber am Beispiel der Sturzmatte gesehen haben, kann gerade die Materialität der Dinge irritieren, sich uns widersetzen, uns überraschen, überwältigen – allgemein gefasst: krisenhafte Augenblicke heraufbeschwören – und es damit nötig machen, Praktiken zu durchbrechen bzw. ihre Ausbildung erschweren oder verhindern.

Ist dann ein praxeologischer Zugang, der ja auf das Selbstverständliche, das internalisierte Handhaben der gegebenen Dinge abzielt, ausreichend, um den beschriebenen Dualismus zu revidieren? Wie ist dieser zu ergänzen? In einem Band mit Beiträgen zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften hat Ulla Tschida in einem Beitrag mit dem Titel „Auf der Suche nach dem Artefakt“ auf das Problem hingewiesen. Sie zeigt hier auf, dass „Stabilität und Geschlossenheit“ von Artefakten keine unumstößliche Annahme sein kann. Zusammenfassend schreibt sie „Praktiken im praxeologischen Sinn bezeichnen wissensbasierte Verhaltensroutinen, wobei Artefakte (neben Körpern) ein konstitutiver Bestandteil sind. Wenn sich nun die Beständigkeit eines Artefakts über Raum und Zeit relativiert, bleibt die Frage, inwieweit denn noch praxeologisch von einer stabilen und regelmäßigen Präsenz des Artefakts als Bedingung für die Entstehung und Reproduktion einer Praktik ausgegangen werden kann.“³⁷ Tschida steht also nach der Diskussion ihres Beispiels, den digitale Netzen, auch *grids* genannt, vor ganz ähnlichen Fragen, vor denen ich nach der Betrachtung der durch und durch ‚analogen‘ Sturzmatte stehe. Als Ansatzpunkt bietet

36 Reckwitz (wie Anm. 24).

37 Ulla Tschida: Auf der Suche nach dem Artefakt. Zur materiellen Praxis von Infrastruktur-Entwicklung. In: Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann u. a. (Hg.): Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Berlin 2014, S. 219–242, hier S. 240 f.

sich die Klärung der Frage an, ob und wie Handlung, Praktik, Routine voneinander differenzierbar sind und welches, diesen Begriffen je zugrundeliegende Konzept welche Ebene des menschlichen Austausches mit materiellen Objekten adressiert.

Anamaria Depner, 'Objects of Care' from a Transdisciplinary Perspective. Generating an object-centred and empirically-based method.

One aim of research in the study of culture is to remain as close as possible to the reality and practice of everyday life whilst, at the same time, grasping the relationships between the discourses and practices that constitute those realities. Simultaneously incorporating material objects into this is the challenge behind finding a method that consistently follows this aim; objects are, ultimately, omnipresent in discourses and practices, in everyday human life per se. This article therefore starts from the question of how – from the point of view of research practice within an interdisciplinary research setting – might a methodological approach be designed that does justice to the interplay between things, discourses and practices?